

Einleitung

Wissenschaftliche Texte sind sachorientierte Texte; im Mittelpunkt steht nicht der Autor, sondern der Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses, über den intersubjektiv nachvollziehbare, begründete Aussagen getroffen werden. Obwohl die vielen verschiedenen Einzelwissenschaften – im Jahr 2013 waren es mit den Unterdisziplinen etwa 4000 – sich nicht nur durch ihre Gegenstandsbereiche, sondern auch durch die Methoden des Erkenntnisgewinns und die Ordnung der Resultate zum Teil stark voneinander unterscheiden, müssen die Erkenntnisse aller den Kriterien der Objektivität, Nachvollziehbarkeit und Verallgemeinerbarkeit genügen.¹

Diese Kriterien sind keinesfalls modern, vielmehr kennzeichnen sie schon seit der Antike wissenschaftliches Wissen. Die Merkmale der Wissenschaftlichkeit müssen sich auch in der Sprache der Texte niederschlagen: Sie soll sachlich, nüchtern und eindeutig sein.

Die Charakteristika und Herausforderungen der öffentlichen Rede, die Gegenstand der klassischen antiken Rhetorik sind, lassen sich auf das wissenschaftliche Arbeiten übertragen: Auf die Themenfindung (*inventio*) und die Ordnung des Stoffes (*dispositio*) folgt das rhetorische Kernstück, die Überführung der Gedanken in Wörter (*elocutio*). Der antike Redner und Philosoph Cicero beschreibt die ideale Ausdrucksweise als eine, die „so prägnant und konzentriert [ist], daß man nicht recht weiß, ob der Inhalt durch den Ausdruck oder ob die Formulierung durch den Gedanken deutlich wird.“²

Bei der sprachlichen Ausgestaltung ist also besonders die Tugend der Durchsichtigkeit, der *perspicuitas*³, zu befolgen: Sowohl in der Rede als auch im wissenschaftlichen Text müssen die einzelnen Wörter und Wortverbindungen deutlich und verständlich sein, der Gedanke soll so unmittelbar wie möglich zum Ausdruck kommen.

Die Autoren wissenschaftlicher Texte waren über Jahrhunderte hinweg (Universal-)Gelehrte, die vorwiegend überliefertes Wissen zusammengtrugen. Trotz des – im deutschsprachigen Raum um 1800 – einsetzenden Wandels des Autorsubjekts zu einem durch Forschung eigenes Spezialwissen generierenden Wissenschaftler blieben die überlieferten Sprachnormen erhalten.⁴

Die Idee der Transparenz der wissenschaftlichen Sprache wird metaphorisch auch als windowpane theory (Fensterscheibentheorie) bezeichnet: Die hinter der Scheibe, der Sprache also, befindliche außersprachliche Realität, mithin das, was Gegenstand des Textes ist, die wissenschaftlichen Fakten und Thesen, bleiben von der Sprache unberührt.⁵ Letztlich ist diese Vorstellung natürlich eine Fiktion, dennoch gibt es verschiedene Methoden, die sprachliche Verfasstheit wissenschaftlicher Texte als marginal erscheinen zu lassen:

¹ Vgl. Brockhaus Wissensservice 2013 [<https://duisburg-essen-ub.brockhaus-wissensservice.com/brockhaus/wissenschaft>; letzter Zugriff am 15.06.15].

² Cicero: De oratore. 2,56 zit. n.: Ueding, Gert/Steinbrink, Bernd 1994: Grundriss der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methoden. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar. 224.

³ Das Substantiv ist vom Verb *perspicere* abgeleitet, welches *hindurchschauen*, *hineinsehen* bedeutet.

⁴ Vgl. Steiner, Felix 2009: Dargestellte Autorschaft. Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten. Tübingen. 264 f.

⁵ Vgl. Gusfield, Joseph 1976, 16 f. zit. n. Kretzenbacher, Heinz L. 1995: Wie durchsichtig ist die Sprache der Wissenschaften?“ In: Kretzenbacher, Heinz L./Weinrich, Harald (Hg.)1995: Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin/New York. S. 15 – 39. 19.

„Die effektivste Strategie, den sprachlichen Charakter eines Textes vergessen zu machen, liegt sicher darin, die Bedingungen sprachlicher Kommunikation zu negieren, die bewußt oder unbewußt aus der alltäglichen Sprachpraxis vertraut sind. Drei fundamentale Elemente dieser Strategie lassen sich als Verbote darstellen, oder besser noch als absolute, unausgesprochene und unhinterfragbare Verbote, als Tabus im Sinne der Definition Sigmund Freuds: Das Ich-Tabu, das Metapherntabu und das Erzähltabu.“⁶

Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass es sich bei diesen Tabus per definitionem um ungeschriebene Gesetze handelt, dass also keine offiziellen Regeln existieren, es aber in den Wissenschaften der Konvention entspricht, diese Gebote zu befolgen.

1 Das Metapherntabu

Die Alltagssprache ist gespickt (!) mit bildhaften, uneigentlichen Ausdrücken, den Metaphern. Die Metapher veranschaulicht durch Analogie, verhilft also zu besserem Verständnis; in wissenschaftlichen Texten, die klar und eindeutig formuliert sein sollten, stehen aber derlei Übertragungen von einem Sachbereich in einen anderen dem Gebot der Eindeutigkeit entgegen. In den Fachwortschätzten vieler wissenschaftlicher Disziplinen finden sich allerdings Metaphern in reichem Maße, z. B. *Schwarze Löcher* in der Physik, *Virus* in der Informatik und *Frosch* in der Musik. Solche Metaphern werden aber erst durch eine standardisierte Definition zu Fachtermini: Durch diese Konventionalisierung der Bedeutung geht das eigentliche Charakteristikum der Metapher, die kontextuelle Offenheit, verloren; im Gegensatz zur lebendigen Metapher verweist die tote Metapher der Wissenschaftssprache eindeutig auf einen Begriffsinhalt.⁷ Beim Verfassen wissenschaftlicher Texte müssen metaphorische Fachwörter selbstverständlich benutzt, Metaphern der Alltagssprache hingegen vermieden werden. Studierende sollten als wissenschaftliche Novizen auch nicht versuchen, eigene Metaphern zu kreieren.

2 Das Erzähltabu

In alltagsprachlichen Kontexten wird permanent erzählt, in wissenschaftlichen Texten zu erzählen, widerspricht den Geboten der Objektivität, Verallgemeinerbarkeit und Unmittelbarkeit. Wer erzählt, der schildert auf anschauliche Weise ein Ereignis. Außerdem gibt es, wo erzählt wird, einen Erzähler, die „vermittelnde Instanz zwischen dem Autor und der erzählten Geschichte sowie zwischen Geschichte und Leser“.⁸ Diese Charakteristika der Narration laufen den Anforderungen an wissenschaftliche Texte zuwider.

Denn zum einen handelt es sich bei einem wissenschaftlichen Text nicht um die Wiedergabe eines Ereignisses; es ist zwar etwas geschehen, der Autor hat eine Fragestellung entwickelt, Hypothesen formuliert, Analysen durchgeführt und ist zu einem Schluss gelangt, er hat also Erkenntnisse erlangt. Was er aber bei der Erkenntnisgewinnung erlebt hat, welche persönlichen Schwierigkeiten sich ihm boten, ist nicht Gegenstand des Textes, weil es für die Argumentation nicht relevant ist. Deshalb folgt auch die Anordnung der Schritte des Erkenntnisprozesses nicht der Chronologie der Einsichten des Verfassers, sondern

⁶ Kretzenbacher 1995, 26.

⁷ Vgl. Kretzenbacher 1995, 28 f.

⁸ Online-Lexikon Literaturwissenschaft. Begriffe - Autoren – Werke.

[http://www.literaturkritik.de/public/online_abo/online_lexikon.php?option=items&task=show&ocatid=11&catid=10&page=2&letter=all; letzter Zugriff am 15.06.15].

„[d]er veröffentlichte Wissenschaftstext nimmt [...] den Charakter eines Palimpsestes⁹ an, bei dem die zugrundeliegende narrative Struktur gemäß den stilistischen Anforderungen der Wissenschaftssprache durch eine völlig umformulierte nicht-narrative Struktur überschrieben wird.“¹⁰

Das subjektive, erzählbare Erlebnis des Schreibprojektes muss also in einen intersubjektiv nachvollziehbaren Text überführt werden, in dem nur diejenigen Aspekte dargestellt werden, die im jeweiligen Fach von allgemeinem Interesse und generalisierbar sind.

Zum anderen steht auch das Vorhandensein einer Erzählinstanz im Widerspruch zu den geltenden Sprachnormen: Der Autor eines wissenschaftlichen Textes soll gerade nicht als Vermittler zwischen Leser und fachlichen Inhalten sichtbar werden. Die fachlichen Inhalte sollen vielmehr so unmittelbar wie möglich präsentiert werden; sie sollen quasi für sich selbst sprechen.

Sprachlich wird das Erzähltabu vor allem durch den Gebrauch des Präsens statt des Präteritums¹¹, durch die mit dem Nominalstil einhergehende Desemantisierung¹² der Verben sowie durch das Ich-Tabu realisiert.

3 Das Ich-Tabu

Während die erste Person Singular in der alltäglichen Sprache sehr häufig vorkommt, wird sie in wissenschaftlichen Texten äußerst selten gebraucht:

„Auszählungen [...] haben ergeben, daß die Ichform eine außerordentlich niedrige Frequenz hat. [...] Das kann man wohl nicht anders als mit einem Ich-Verbot erklären, das allerdings so gut wie nie explizit ausgesprochen ist, sondern stillschweigend aus dem Gebot der wissenschaftlichen Objektivität abgeleitet wird.“¹³

Wenn nämlich nur solche Sachverhalte, die intersubjektiv nachprüfbar und verallgemeinerbar sind, wissenschaftlich zu nennen sind, dann ist klar, dass das Sprechen/Schreiben in der Ich-Form bereits insofern als unwissenschaftlich zu betrachten ist, als dass das Ich immer ein Einzler ist und dessen Benutzung daher dem auf Aristoteles zurückgehenden, nach wie vor gültigen Axiom *De singularibus non est scientia*.¹⁴ widerspricht.¹⁵

Bei der Verwendung der ersten Person Singular in wissenschaftlichen Texten können drei Gebrauchsformen unterschieden werden: das Verfasser-Ich, das Forscher-Ich und das Erzähl-Ich. Das Verfasser-Ich wird in textkommentierenden Teilen, wie z. B. bei der Vorstellung des Aufbaus der Arbeit benutzt, das Forscher-Ich bei Textteilen, die die methodische Vorgehensweise erläutern, das Erzähl-Ich berichtet von eigenen Erlebnissen. Diese letzte Art des Ich-Gebrauchs gilt es unter allen Umständen zu vermeiden. Während nämlich Verfasser- und Forscher-Ich bei moderater Verwendung sowohl von Experten als auch von Studierenden als wissenschaftliche Sprachform eingestuft werden, wird das Erzähl-Ich durchweg als unwissenschaftlich bewertet.¹⁶

⁹ I.e.: ein antikes oder mittelalterliches Schriftstück, von dem der ursprüngliche Text aus Sparsamkeitsgründen getilgt und das danach neu beschriftet wurde.

¹⁰ Kretzenbacher 1995, 31 f.

¹¹ Vgl. Schreibwerkstatt 2015: Sprachtipps 1. Tempusgebrauch.

¹² I. e.: Der Verlust des lexikalischen Inhalts wie es z. B. bei Funktionsverbgefügen geschieht (zur Anwendung bringen hat die Bedeutung anwenden, nicht bringen)

¹³ Weinrich, Harald 2001 [1989]: Formen der Wissenschaftssprache. In: Ders.: Sprache, das heißt Sprachen. S. 221 – 252. 232.

¹⁴ I. e.: Vom Einzelnen gibt es keine Wissenschaft.

¹⁵ Vgl. Weinrich 2001 [1989], 232.

¹⁶ Vgl. Steinhoff, Torsten 2007: Wissenschaftliche Textkompetenz. Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten. Tübingen. 174 – 180.

Obwohl also vor allem das Erzähl-Ich und nicht die anderen beiden Ich-Formen negativ beurteilt werden und es von Seiten der Linguistik der Wissenschaftssprache nicht an Kritik bezüglich der geltenden Sprachnormen mangelt¹⁷, sollten auch Verfasser- und Forscher-Ich besser umgangen werden. Es gibt keinen Grund *ich* zu sagen, es sei denn, es wird vom Lehrenden/Prüfenden ausdrücklich verlangt. Denn gerade wissenschaftliche Anfänger können bei Gebrauch des Verfasser-Ichs – das Forscher-Ich kommt in Anfängertexten eher nicht vor – leicht in das in jedem Falle zu vermeidende Erzähl-Ich verfallen.

4 Alternativen zur Ich-Form

Da es ein „ein Gemeinplatz [ist], dass Wissenschaft und folglich auch Wissenschaftssprache sachbezogen, objektiv und intersubjektiv zu sein habe“¹⁸, muss es Alternativen zu den diesen Grundsätzen widersprechenden Ich-Form geben.

Es dürfte unmittelbar ersichtlich sein, dass die Substitution des *ich* durch *wir* keinerlei Gewinn bringt. Das *wir* wird in wissenschaftlichen Texten in zwei verschiedenen Bedeutungen verwendet: Der sogenannte Pluralis Modestiae¹⁹ soll zwar die Person des Schreibenden zurücktreten lassen (*Im folgenden Kapitel werden wir diese Frage aufgreifen.*), bei dieser rhetorischen Bescheidenheitsgeste wird jedoch lediglich die erste Person Singular durch die erste Person Plural ersetzt, das Problem der Autorzentrierung also keineswegs gelöst. Dasselbe gilt für den Gebrauch des anbiedernden kollektiven *wir* (*Wie wir in Kapitel XY gesehen haben, ...*), dementsprechend beseitigt auch die – vermeintliche – Einbeziehung des Lesers in den Erkenntnisprozess die Fokussierung auf den Schreibenden nicht.

Der Gebrauch von *man* ist ebenso wenig zu empfehlen. Während der Verwendung des Personalpronomens der ersten Person Plural wohl ein gönnerhafter Beigeschmack anhaftet, sie aber keine Konfusion erzeugt, kann der Gebrauch des Indefinitpronomens *man* aufgrund der zahlreichen Bedeutungsnuancen des Wortes zur Verwirrung des Lesers führen. Es ist u. U. nicht klar, ob das *man* auf jede beliebige Person, auf eine beliebige Person einer bestimmten Gruppe, auf die Öffentlichkeit oder auf das Autorsubjekt rekurriert (*Man kann erkennen, dass ...*). Deshalb ist die Verwendung von *man* noch unsinniger als die von *wir*.

Sinnvoll hingegen ist der Gebrauch von Passiv- und Passiversatzformen, die im Folgenden auf Grundlage des aktivischen Satzes in (Verfasser-)Ich-Form *In dieser Arbeit untersuche ich XY* vorgestellt werden.

Die einfachste und wahrscheinlich am häufigsten vorkommende Möglichkeit, aus einem Satz wie oben eine sachorientiertere Aussage zu machen, ist die Änderung des Genus Verbi: *In dieser Arbeit wird von mir XY untersucht*. Das Passiv ermöglicht es, denselben Sachverhalt unter einer anderen Perspektive darzustellen; das Subjekt des Aktivsatzes, der Handlungsträger bzw. das Agens, wird im Passivsatz von einer Präpositionalgruppe (*von mir*) bezeichnet oder kann auch ganz weggelassen werden: *In dieser Arbeit wird XY untersucht*. Durch die Umformung wird das vormalige Objekt *XY* zum Subjekt des Passivsatzes und erhält größeres Gewicht, zumal wenn das vormalige Subjekt *ich* gänzlich wegfällt.

¹⁷ z. B. Weinrich 2001 [1989]; Polenz, Peter von 1981: Über die Jargonisierung von Wissenschaftssprache und wider die Deagentivierung. In: Bürgarten, Theo (Hg.) 1981: Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription. München. S. 85 – 110. Hier wird die Kritik schon im Titel deutlich, Deagentivierung bedeutet nämlich die Vermeidung der ersten Person durch Passiv- und Passiversatzkonstruktionen.

¹⁸ Hennig, Mathilde/Niemann, Robert 2013: Unpersönliches Schreiben in der Wissenschaft: Eine Bestandsaufnahme. In: Info DaF 4/2013. S. 439 – 455. 440.

¹⁹ zu lat. modestia = Bescheidenheit

Eine weitere Möglichkeit der Vermeidung der ersten Person, der sogenannten Deagentivierung, bietet folgende Konstruktion, die als Subjektschub²⁰ bezeichnet werden kann: *Diese Arbeit untersucht XY*. Hier wird das logische Subjekt *ich* durch das an dessen Stelle geschobene *diese Arbeit* ersetzt. Während im Passivsatz das Agens durch die Passivkonstruktion noch latent anwesend ist bzw. mitgedacht wird, ist es in diesem Aktivsatz gänzlich eliminiert. Konstruktionen solcher Art scheinen dem Ideal des unmittelbaren Zugangs zu den untersuchten Gegenständen sehr nahe zu kommen, denn im obigen Beispielsatz *untersucht* nicht der Mensch, sondern *die Arbeit* entwickelt quasi ein Eigenleben, indem sie grammatisch zu einer Handelnden wird, die etwas untersucht.

Eine weitere Alternative zu erster Person und monotonem Passivgebrauch sind die sogenannten Funktionsverbgefüge: *In dieser Arbeit gelangt XY zur Untersuchung*. Der Passivsatz *In dieser Arbeit wird XY untersucht* wird durch die Nominalisierung von *untersuchen* in Verbindung mit dem inhaltsleeren Verb *gelangen* in einen Aktivsatz verwandelt.²¹ Der Fokus liegt nach wie vor auf *XY*, durch die Substantivierung erhält aber *untersuchen* mehr Gewicht.

Wenn im Passivsatz Modalverben wie *können* oder *müssen* vorkommen, gibt es weitere Substitutionsoptionen: Bei dem Ausgangssatz *In dieser Arbeit kann XY untersucht werden*, besteht die Möglichkeit, das Passiv durch eine Konstruktion mit *lassen*, Reflexivpronomen und Infinitiv zu ersetzen: *In dieser Arbeit lässt sich XY untersuchen*. Unter Umständen lassen sich Passivkonstruktionen mit *können* auch durch die Kopula *sein* in Verbindung mit einem Adjektiv mit der Nachsilbe *-bar* ersetzen: *Diese Konstruktion ist durch XY ersetzbar*.

Der Satz *In dieser Arbeit muss XY untersucht werden*, kann durch eine Konstruktion mit *sein* und dem Infinitiv mit *zu* substituiert werden: *In dieser Arbeit ist XY zu untersuchen*.

Zur Vermeidung von Monotonie und aufgrund der Bedeutungsnuancen der verschiedenen Formen empfiehlt es sich, in wissenschaftlichen Texten sowohl Passiv- als auch die verschiedenen Passiversatzformen zu benutzen.

5 Fazit/Empfehlungen

Wissenschaftliches Wissen zeichnet sich durch Objektivität, Generalisierbarkeit und intersubjektive Nachvollziehbarkeit aus, diese inhaltlichen Kriterien werden bei der Gestaltung wissenschaftlicher Texte durch eine sachorientierte, schlichte und präzise Sprache realisiert. Die Versprachlichung wissenschaftlicher Erkenntnisse kann insofern zu Problemen führen, als dass grundlegende Elemente der Sprachpraxis des Alltags, nämlich der Gebrauch von Metaphern und Ich-Form sowie das Erzählen, in der Wissenschaftssprache tabuisiert sind.

Obwohl sich die sprachlichen Konventionen in den einzelnen Wissenschaften mehr oder weniger stark unterscheiden, gelten diese Tabus für alle Fächer. Das Erzählen sollte grundsätzlich vermieden werden; es sollten keine Metaphern der Alltagssprache benutzt oder gar eigene geschaffen, die Metaphern der Fachterminologie hingegen selbstverständlich verwendet werden; da der Fokus des wissenschaftlichen Interesses auf der Sache liegt, ist auf die erste Person Singular zugunsten von Passiv- und Passiversatzkonstruktionen zu verzichten.

²⁰ Vgl. Polenz 1981, 97 ff.; Henning/Niemann 2013, 444 f.

²¹ Vgl. Fußnote 12.